

# Letzte Fragen

*Beantwortet von Walter Dirks*

*Redaktion:* Fragt man junge Menschen, ältere Menschen, was sie sich vor allem wünschen, so lautet fast immer die Antwort: Gesundheit. Und stellt man die Frage nach dem höchsten Gut, über das Menschen verfügen, so lautet die Antwort: das Leben.

Solche Antworten sind nicht privatistisch, unverbindlich gemeint. Staat und Gesellschaft sind tief durchdrungen vom Leben als höchstem Gut; nur so erklärt sich die riesige Technologisierung unseres Gesundheitswesens zum Schutz des Lebens, nur so der Kampf gegen die Massentode durch Umwelt und Straße, nur so der beharrliche Wille, ein kriegsfreies, vom Kriegstod nicht gekennzeichnetes Leben zu führen. Wir schließen uns von dieser Überzeugung nicht aus. Trotzdem müssen wir uns fragen: Ist der Güter höchstes Gut das Leben schlechthin? Wäre dem so, bliebe da der Mensch nicht erpreßbar? Denken Sie an den einzigen uns bekannten katholischen Kriegsdienstverweigerer des Zweiten Weltkrieges (neben einer gewiß beträchtlichen Zahl von nicht dokumentierten Vergleichsfällen), der für seine Überzeugung einstand, daß dieser Nazi-Krieg ein ungerechter Krieg sei, an dem ein überzeugter Christ aus Gewissensgründen nicht teilnehmen dürfe und dafür von den Schergen des Systems erschossen wurde.

Für ihn war das Leben nicht der Güter höchstes.

Herr Dirks, das Leben – das höchste Gut. Was meinen Sie dazu?

*Walter Dirks:* Sie fragen und legen zugleich schon die Antwort nahe, indem Sie zweimal auf Schillers Vers anspielen: »Das Leben ist der Güter höchstes nicht.« Das ist die zweitletzte Zeile der »Braut von Messina«, und wenn die Zuschauer im Theater im Schlußapplaus auch diese Erkenntnis bekräftigen, so akzeptieren sie etwas, was früher alle Welt mindestens mit den Lippen bekannt hat. Der Tod fürs Vaterland hieß Heldentod, und hoch klingt das Lied vom braven Mann, der sein eigenes Leben in die Schanze schlägt, um Unglück zu verhüten: vom Lebensretter, von der Frau, die ihre Mutterliebe im Opfer des eigenen Blutes bewährt, und Schiller könnte seinen Vers unmittelbar dem Evangelium entnommen haben, etwa dem Wort vom guten Hirten, der sein Leben hingibt für seine Schafe.

Es gibt allerdings auch Leute, denen alles das reichlich weltfremd vorkommt; sie sagen: Ich bin doch kein Dummkopf und opfere mich für andere Leute auf: Ich kenne nichts Höheres als meine Interessen und mein eigenes Leben, mein gutes Leben. Doch gerade diese konsequenten Verfechter des Rechts auf ihr eigenes Leben haben sich in der Übel schlimmstes verstricken lassen, von dem in der Schlußzeile der »Braut von Messina« die Rede ist:

in schwere Schuld, in die radikale Verfehlung des Menschlichen im Menschen. Für Pflanzen und Tiere allerdings ist ihr Leben und dessen Fortpflanzung der Güter höchstes: sein Sinn erschöpft sich eben darin, daß sie leben und in ihrem Samen und in ihren Jungen weiterleben. Der Mensch aber ist so gebaut, daß er für etwas lebt, was mehr ist als sein Leben. Die Gottesgläubigen meinen den zu kennen, der ihnen in diesem Sinne das Leben anvertraut hat. Aber auch wer nicht weiß, wer oder was ihm das Leben so in die Hände gegeben hat, damit er es nicht in jedem Falle festhalte, kann erfahren, daß es sich über seine Grenzen hinaus erstreckt. Er erfährt es in dramatischen Grenzsituationen. Doch selbst wenn ihm stabile Lebensumstände in einer idealen Gesellschaft, die auf Erfüllung eindeutiger einsichtiger anerkannter Normen beruht, ein Leben ohne dramatische Opfer erlaubt, ohne tragische oder heroische Verzicht, ohne Martyrium, ohne Selbstaufopferung, — selbst dann wird dieses ruhige Leben menschlich nur durch die hineingewebte ständige Zuwendung zu anderen, durch Sensibilität für die anderen, durch Solidarität mit ihnen.

Der Mensch setzt sein Leben auch für zweifelhafte Zwecke ein; er riskiert es beim Bankeinbruch, er tötet sich möglicherweise selbst beim terroristischen Anschlag; er riskiert es aus Ehrgeiz, ja aus Eitelkeit, er wirft es spielerisch hin. Auch diese Entgleisungen sind menschlich: sie wären nicht möglich, wenn der Mensch nicht auf der guten Seite seiner Existenz bereit sein wollte, es aus Mitleid, Barmherzigkeit, Brudersinn, Liebe oder um des Rechtes oder der Wahrheit oder des Friedens willen aufs Spiel zu setzen und im Ernstfall preiszugeben. Jenem Terroristen, der in äußerster Verkrampfung sich selbst in die Luft sprengt, entspricht der Offizier, der die Bombe in Hitlers Flugzeug legte, bereit, mit ihm unterzugehen, — damit dem andauernden Verbrechen ein Ende gesetzt sei. Ich möchte nicht einmal den Selbstmörder verdammen; man kann ihn meistens verstehen, wenn man ernstlich genug in seine Not eingedrungen ist; aber ich bin auch bereit, ihm das Recht zu seiner Tat zuzusprechen, dann nämlich, wenn diese ihm in der überlegten Bilanz seiner Existenz als einziger letzter Ausweg erscheint. Dieser Akt ist wie manches andere, was an der äußersten Grenze des Menschlichen geschieht, wiederum sehr menschlich, — das Tier kennt ihn nicht, und ich bin als Christ überzeugt, daß der Mensch, für den in solcher Lage der Güter höchstes zum untragbaren Übel geworden ist, in die offenen Arme des barmherzigen Gottes fällt.

Mit einem Wort: das Leben für das höchste Gut auszugeben, ist schierer Biologismus. Ich wundere mich, daß manchmal gerade katholische Christen so reden, als gäbe es die Dreingabe dieses Lebens nur in sakralem Bezirk, in Märtyrern, von Stephanus angefangen bis zu Maria Goretti, die ihr Leben für ihre körperliche Unversehrtheit hingegeben hat. Sie sind inkonsequent, wenn sie für alle anderen Situationen des vielfältigen ge-

schichtlichen Lebens das biologische als das höchste Gut hinstellen. Man muß differenzierend über das leibliche Leben sprechen. Es ist ein hohes Gut schon als kreatürliche Wirklichkeit, als Werk der Natur und als Werk Gottes; es ist erst recht ein hohes Gut, weil es Voraussetzung dafür ist, für noch Höheres aufgeopfert werden zu können. Das höchste Gut ist es keinesfalls. Selbst die Wahrheit, ernst und voll genommen, ist ein höheres Gut, erst recht die Liebe.

*Redaktion:* Nehmen wir an, Sie, nun schon jenseits der fünfundsiebzig, liegen zu Tode krank. Sie wissen, daß Sie krank sind, Sie wissen, daß Sie alt sind, Sie wissen, daß beides zusammentreffend lebensbedrohend sein kann. Aber Sie wissen nicht, was der Arzt weiß, daß es nurmehr Tage sind, die Sie zu leben haben. Vielleicht eine Woche. Stünde es so um Sie, wollten Sie dann, daß der Arzt Sie aufklärt, daß er Ihnen mitteilt: Keine Hoffnung mehr für Sie, Herr Dirks. Nach menschlichem Ermessen haben Sie nurmehr eine kleine Weile?

*Walter Dirks:* Natürlich kann ich für nichts garantieren. Nach meiner heutigen Einsicht — sie ist, denke ich, einigermaßen überprüft — wäre ich dem Arzt dankbar, wenn er mir reinen Wein einschenkte. Er sollte mir die Chance geben, daß auch in dieser Sache die Wahrheit frei macht: frei für manches, was noch zu tun sein mag, vor allem aber frei für das, was noch zu durchleben ist: für den Abschied. Der Doktor kann das um so eher tun, als ich seit einigen Jahren oft Verlangen nach dem Tode habe. Das Sterben selbst allerdings und alles was es umgeben kann, so etwa die Intensiv-Station, ängstigt oder schreckt mich, bald weniger bald mehr; Angst könnte lähmen, Panik das Gemüt überfluten. Schön, daß man uns neuestens erklärt, mindestens die allerletzten Stunden seien oft nicht so schlimm, wie wir Gesunden sie uns vorstellen. Im übrigen gehöre ich zu der Generation, die als letzte noch im Bett der Mutter zu Hause geboren worden ist; vielleicht wird man uns auch als ersten wieder gestatten, zu Hause zu sterben. Zu dem »Stil« solchen Sterbens, wenn Sie mir den allzu leicht wiegenden Begriff nachsehen, könnte auch gehören, daß ich dem Hausarzt die Wahrheit abnehme. Aber, wie gesagt: ich kann für nichts garantieren.

*Redaktion:* Sie haben zeit Ihres Lebens Fronten nicht nur abgeschritten, sondern Fronten aufzubrechen versucht, indem Sie sich hineinbegaben mitten in die Schaltzentralen unterschiedlichster Glaubensgemeinschaften. Und Sie haben die große Lebensgnade nicht nur erhalten, sondern auch sinnvoll umgesetzt im paulinischen Sinn: Allen alles zu werden. Sie kennen Menschen unterschiedlichster Herkunft und Denkweisen, Erwartungen und Einstellungen auch dem Tod gegenüber. Was uns interessiert: Stirbt es sich leichter für den, der glaubt, daß der Tod nicht das Letzte sei, sondern nur ein Durchgang in ein neues Leben reiner Anschauung, das ihm freilich erst zuteil wird nach Prüfung und Gericht?

Oder stirbt es sich für den leichter, der davon überzeugt ist, daß mit dem Tod alles aus sei, kein neues Leben reinen Geistes, kein Gericht?

Diese Fragen sind theoretischer Natur, insofern von den Umständen des Todes, die ja immer die subjektive Erfahrung und Wertung stark mitbestimmen, hier abgesehen wird. Aber die Frage: Hat es der Jenseitsgläubige oder der Ungläubige leichter mit dem Sterben, bleibt natürlich. Was meinen Sie?

*Walter Dirks:* Allen alles zu werden: das ist mir wahrhaftig nicht gelungen. Nimmt nicht auch Paulus selbst da den Mund reichlich voll? Allen alles zu sein: das ist die Wahrheit, geradezu *die* Formel Jesu. Sagen wir, daß ich in meinem Beruf den Versuch gemacht habe, viele und vieles zu verstehen, was andere aus allzu festen Positionen heraus allzu rasch ablehnen. Mein Katholizismus ist dadurch anders geworden.

Übrigens: Ich bin erstaunt, wie gewichtig Sie mir von Prüfung und Gericht sprechen. Das ist heutzutage nur mehr in altmodischen Kirchenpredigten üblich. Aber Sie haben recht: Mein Gottesbild allerdings verträgt sich nicht mit der Vorstellung, Er verlange Genugtuung, Strafe befriedige ihn, rechtfertige oder gar erhöhe ihn. Es mag anmaßend klingen, aber ich meine tatsächlich, wir selber sollten Wert darauf legen, geprüft und gerichtet zu werden. Mein mühseliger Altersversuch, mir endlich hinter die Schliche zu kommen, sollte doch ganz am Ende zu einem eindeutigen Ergebnis führen. Ein bißchen hängt meine Würde daran, daß meine intimen Partner, Gott eingeschlossen, meine Schuld ernstnehmen, mich in dieser meiner Schuld ernstnehmen. Wir sollten nicht ins Heil hineinrutschen wollen, ohne geprüft und gerichtet zu sein. Allerdings glaube ich, das wird erst der zweitletzte Akt sein. Der letzte, der mit mir und mit uns allen geschehen sollte, wird Vergebung sein, volle Vergebung für mich und für alle, Barmherzigkeit und nichts anderes. Ob ich ohne diesen Glauben an das gute Ende so leicht vom Gericht sprechen würde, wie ich tat, wage ich nicht zu behaupten.

Wer das glaubt, der sollte eigentlich wohl leichter sterben können als der, für den nach dem Tode alles aus ist. Aber damit kein Mißverständnis entsteht: Sie sprechen von einem Leben reinen Geistes, einem neuen Leben reiner Anschauung. Ein solches Leben in Fülle kann ich mir nicht vorstellen. Das letzte, was ich am Horizont einigermaßen fassen kann, heißt Vollendung: Ende also nicht als Abbruch schlechthin, sondern als geschehende und erfahrene Voll-Endung. Die andere Seite dieser Vollendung heißt Gott. Ohne zu wissen, wer und was Gott ist, setze ich darauf. Christlich ist das gestützt durch die Erfahrung der Apostel und durch unsere eigene, auch meine, daß Jesus von Nazaret lebt, anders gesagt: daß er der lebende Christus ist, einst Gipfelpunkt und am Ende Endpunkt und Vollendung der Geschichte, auch meiner eigenen. Aber nachdenkend komme ich nicht

davon los, daß mit dem Tode wenn nicht »alles«, so doch jedenfalls Raum und Zeit aus ist. Wenn mir nach der Hoffnung auf Liebe und auf Freiheit als liebste Hilfsvorstellung fürs sogenannte ewige Leben die Musik dient, Vollkommenheit in der Endlichkeit, so ist doch gerade diese Vorstellung sperrig: Musik ist unter anderem organisierte Zeit und übrigens auch erfüllter Raum. Da gibt es nur Hilfsvorstellungen und Hilfsbegriffe. Jedenfalls ist mir der Tod nicht ein obszöner Unsinn, wie Zeitgenossen meinen, sondern er wird das letzte und in gewisser Hinsicht wichtigste Kapitel meiner und unserer Biographie sein. Seinen Inhalt kann ich mir nicht vorstellen: »Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört . . .«

Ob der es leichter hat, für den nach dem Tode alles Grübeln und Spekulieren aus ist, weil mit dem Tode alles aus ist? Da bin ich überfragt. Es gibt eine stoische Größe, die diesen und jenen befähigen wird, dem Nichts nobel standzuhalten – stolz oder auch sensibel in der Annahme des Unvermeidlichen. Es gibt sodann eine Art von Gleichgültigkeit, ja von Wurstigkeit. Doch kann ich mir durchaus vorstellen, daß nichts den Menschen mehr verstören kann als die Vorstellung des Nichts – oder vielmehr die völlige Unfähigkeit, sich das Nichts vorzustellen. Andererseits hat auf mich die Annahme, es sei mit dem Tode alles aus, gelegentlich sogar beruhigend gewirkt: Wenn der Problemdruck allzu stark wurde, erschien auch mir die Vorstellung des Endes tröstlich. Die Formel »Es ist alles aus« könnte auch eine der Formeln für den großen Frieden sein, für den Schlaf, aus dem man nicht erwacht. Schließlich bietet uns die Tradition auch »requiem aeternam«, die ewige Ruhe an.

*Redaktion:* Sie denken viel an Ihren Tod, das haben Sie mir gesagt. Und Sie sagen Ja zu ihm. Ist dafür Grund nur das Alter, nur die Beschwerde, nur diese unheilvolle Welt? Das Bewußtsein: Ich habe es satt, restlos satt, dieses Leben – *taedium vitae*, sagten die Alten.

Oder: Ist es das Erlebnis der ständig wachsenden inneren Unruhe, die Erfahrung der unmerklichen Absetzung des Lebenshauches – *aura* oder *pneuma*, sagten die Alten – auf die größere allumfassende Heimat hin, von der Augustinus in seinen *Confessiones* spricht?

Oder noch ein Drittes: Ist es möglicherweise beides? Schließt das eine das andere nicht aus?

*Walter Dirks:* Es wäre schön, wenn ich voller Sehnsucht nach der ewigen Heimat wäre. Aber ich habe diese Heimat, wenn ich das Wort redlich wörtlich nehme, ebenso verloren wie die Geborgenheit in der christlich-katholischen Kirche. Ich vermute jene Heimatsehnsucht und diese Geborgenheit entsprechen einander. Ich bin gläubig, aber es ist ein Unterschied, ob man sich in einem reich ausgestatteten, systematischen und zudem mit Wärme erfüllten Gehäuse geborgen weiß oder ob man sich damit zufrieden geben muß, auf die Unzerstörbarkeit der Grundlagen dieses Gebäudes zu

vertrauen. Auf etwas setzen, von da aus Vertrauen aufbauen, Zuversicht erlangen, sogar Freude daraus erfahren, ist nicht ganz dasselbe wie jene Geborgenheit und die ungeduldige Vorfriede auf die noch vollkommeneren ewige Heimat, die mit ihr gegeben ist. Ich habe im Laufe des Lebens die Einwände, die von einem Dutzend Wissenschaften und Philosophien kommen, von der Biologie, der Psychoanalyse, dem Positivismus alter und neuester Art, dem Marxismus, dazu alle aus dem praktischen Leben geborenen Zweifel je ernst nehmen müssen. Das bringt Komplikationen. Immer wieder einmal durchlief ein Zittern das Gebäude meiner christkatholischen Überzeugungen. So bin ich allmählich dazu gekommen, den Versuch zu machen, aus dem heißen Kern des Christentums zu leben. Das könnte bedeuten: in der Nähe Jesu Christi und in dem Blick ins Vaterantlitz Gottes. Die Systemwahrheiten und Systemstrukturen sind da weniger gewichtig geworden. Etwas »Nestwärme« ist zum Glück allerdings geblieben, und vor allem die Nähe der Zeugen, der Mitgläubigen, der Brüder, — also doch wohl der Kirche. Aber insgesamt macht auch Zweifelstoff mein Herz unruhig. Zum Glück pflegt jene Grundzuversicht befreiend immer wieder zu kommen, wenn sie verloren geht oder schwach wird.

Daneben belastet mich auch das, was Sie mit den römischen und christlichen Weisen *taedium vitae* nennen, nicht zwar als Ekel, jedoch als Überdruß. Überdruß vor allem über die Sisyphos-Arbeit der Selbstfindung. Überdruß sodann als körperliche, seelische und geistige Müdigkeit, und Überdruß als Enttäuschung über das relative Scheitern der eigenen Bemühungen, vor allem der politischen. Insofern »habe ich es« tatsächlich »satt«. Ich kann ja vom Rest meiner Tage kaum noch kräftige Aufhellungen, sondern nur weitere Schwierigkeiten erwarten, auch ganz neuartige, denen ich nicht mehr gewachsen bin. Das ist mittelfristiger Pessimismus. Langfristig halte ich an der Hoffnung auf eine menschlichere Menschheit fest. Sie gibt sich zur Zeit erstaunlich Mühe, aber noch scheinen die Aufgaben und die Nöte rascher zu wachsen als die Einsichten und die moralischen Kräfte.

Was ich zu meinen Lebzeiten positiv erwarte, sind vor allem hilfreiche und produktive Begegnungen mit Menschen, vielleicht sogar noch diese oder jene entscheidende Begegnung.

Mein letzter Todestraum: ich starb gelassen und tröstete meinen Vater über meinen Tod. Ich gebe mich den psychoanalytischen und anderen Traumdeutern preis, wenn ich das ganz naiv berichte.

*Redaktion:* Der Mensch ist, solange er lebt, Mischung. Der Amerikaner Faulkner sagt, er habe sechzig Gesichter: Verbrecher, Heiliger, Gerechter und Teufel in einem, jedenfalls potentiell; alle Lebensalter in einem, Mann und Frau, alle Geschichtsepochen: goldenes, silbernes, bronzenes, ehernes,

alles in einem. Ich brauche es nicht weiter auszuführen. Aber so ist es: der Mensch ist Mischung.

Wie zeigt sich das in der Endphase des Lebens: angesichts des bewußt gesehenen Todes? Konkret: Bereitet sich der klare Geist vor auf das Letzte?

Wenn ja, welche Kunst des Sterbens, *ars moriendi*, glauben Sie entwickeln zu sollen oder haben Sie entwickelt, Herr Dirks?

Und gleichzeitig Sorge um das Lebenswerk, nicht privatim, was selbstverständlich ist: Erbverträge, Testament, Regelung aller Fragen, die die Hinterbliebenen betreffen: das ist nur natürlich.

Ich meine vielmehr vor allem: Sorge um das Lebenswerk, die Erhaltung des öffentlichen Ranges dessen, was Prominenz auszeichnet und seine Konkretion: das Lebenswerk, die Zeitschrift, der Verlag: kurzum, das eigene Denkmal, die Konservierung des eigenen Denkmals, genauso wie die Alten, die ja nichts anderes hatten als den Ruhm in der Zeit, durch den sie überlebten oder glaubten überleben zu können.

Wie steht das bei Ihnen, Herr Dirks, wollen Sie überleben? Befreit Sie der Gedanke, daß Sie in der deutschen Öffentlichkeit jemand sind? Oder verlangen Sie nach der vollkommenen Anonymität oder Kenose in Ihrer letzten Stunde, nachdem Sie zeit Ihres Lebens als katholischer Christ im Prinzip sich bereit erklärt haben, alle Ehre und Ruhm an den von Ihnen geglaubten Dreifaltigen Gott abzutreten?

Herr Dirks, der Mensch, Mischung: Wie sieht das Verhältnis Ruhm und Nicht-Ruhm in der letzten Stunde des Todes bei Ihnen aus?

*Walter Dirks:* Sie fragen, ob sich der klare Geist — eines der höchsten Elemente jener Mischung Mensch — auf das Ende vorbereiten soll. Wer auf Klarheit des Geistes bedacht ist, sollte es wenigstens versuchen. Aber wie?

Die Sorge ums Lebenswerk? Was die Zeitschrift betrifft, auf die Sie anspielen, die »Frankfurter Hefte«, so habe ich zu ihrer Zukunft ein simples Verhältnis. So wie sie sind, können sie, wenn mein Partner Eugen Kogon und ich tot sein werden, nicht mehr weiterleben. Zweiunddreißig Jahre und vielleicht noch mehr monatlich ein Heft: das ist viel und vielleicht genug. Sollten sich aber jüngere Menschen finden, die nun etwas anderes daraus machen, — das Ihrige, das doch in Zusammenhang mit unserer Lebensarbeit stünde, dann wäre ich allerdings mehr als befriedigt: ich empfinde Glück.

Nun ist die Zeitschrift nicht das einzige, mit dem ich versucht habe, in die Welt hineinzuwirken. Ist es gelungen?

Es lief mir kalt den Rücken herunter, als Sie das hohe Wort »Ruhm« ins Gespräch brachten. Ich bin, das weiß ich wohl, in deutlich umgrenzten Kreisen recht bekannt, keineswegs aber in der großen deutschen, geschweige denn europäischen oder Welt-Öffentlichkeit. Die Wirkung von Journali-

sten, vor allem derer, die sich vornehmlich als Vermittler empfunden haben, ist begrenzt. Ich habe nicht wie der Journalist Zola mein »J'accuse« gesprochen; ich habe durch kein geschichtemachendes Wort den Eintritt in die Halle der Großen erreicht. Seit einigen Jahren bin ich soweit, mich selbst zu überleben. Ich bekomme nicht mehr alles mit, was ich mitbekommen müßte, um meinen Standard zu halten.

Schlimmer: Der Versuch, sehr alte Überzeugungen mit den immer neuen Erkenntnissen und Fakten der Gegenwart in eins zu bringen, gelingt nur noch schwer. Wieviele Jüngere haben mich inzwischen überholt!

Das zu erkennen ist mir zuerst nicht leicht geworden.

Aber der Kummer ist begrenzt. Er bezieht sich auf einige ganz bestimmte Leistungen, von denen ich meine, daß sie hätten zur Kenntnis genommen und verarbeitet werden sollen, aber nicht zur Kenntnis genommen worden sind. Im übrigen verblasen Image, Wirkung und Nachwirkung in der Generaltendenz dieser Altersjahre: anzunehmen. Anzunehmen die eigene Leistung, anzunehmen ihre Begrenzung, anzunehmen das Versagen und die Unterlassungen, anzunehmen das Scheitern, anzunehmen erst recht das Ausbleiben des Ruhms. Die Annahme des eigenen Todes übergreift alle jene anderen Selbst-Annahmen. Wenn Sie mich nach der Sterbekunst fragen, so kann ich nur antworten: lerne anzunehmen. Es ist kurios, fällt mir ein, daß dieses Annehmen ganz und gar nicht dasselbe ist wie die Annahme der Weltzustände. Da registriere ich eher eine Altersungeduld. Es möge etwas rascher vorangehen.

Es möge noch vor meinem Tode jedenfalls das eine oder andere der Weltprobleme, welche die Nächte belasten, ein Stück weit gelöst werden. Vielleicht Nordirland oder der Nahe Osten. Oder die Problematik der beiden großen Parteien, die mir am Herzen liegen. Der Versuch, diese und vor allem die gute Ungeduld mit sich selbst und die ohnehin fällige große Geduld zu verbinden, gehört gleichfalls zur Vorbereitung des Todes.

Überleben, ja, das möchte ich trotzdem, und nicht nur in sentimentalischen Erinnerungen meiner Enkel. Aber nicht in einem illusionären Ausmaß. Nicht vergessen möchte ich werden von denen, seien sie nun viele oder nur wenige, die sich aus ähnlichen Voraussetzungen mit ähnlichen Schwierigkeiten werden herumschlagen müssen, wie ich es sechzig Jahre lang getan habe, — wenn ich die ersten siebzehn einmal als problemlos ansehen will. Aber dieser Drang eines Menschen, der weder ohne einigen Ehrgeiz noch ohne Eitelkeit war und ist, sollte nicht, so hoffe ich inständig, das Gewicht haben, die Todesstunde bestimmen zu können. Soviel Ehre und Ruhm, daß ich auf die Idee gekommen wäre, sie an Gott abzutreten, wie es die große christliche Tradition verlangt und wie Sie es mir zutrauen — »Deo soli gloria« —, soviel Gloria ist einfach nicht da. Da Sie mir aber den Gedanken nahe legen und er mir einleuchtet, werde ich ihn nun in das Nachden-

ken vor dem Angesicht Gottes aufnehmen, das immer mehr an die Stelle des schwierig gewordenen Gebetes tritt.

Merkwürdig, daß Sie mich am Schluß gewichtig auf die Dreifaltigkeit festlegen. Aber sie haben recht. Mit den dogmatischen Spekulationen über die Trinität kann ich wenig anfangen und ich bestehe auf dem Vorrang des ersten Glaubensartikels, auf den Glauben an den Einen Unteilbaren Gott. Aber ungern sähe ich mich ihm wie einem monolithischen Block gegenüber. Die Spannung könnte tödlich sein. Die Dreifaltigkeit gilt als ein besonders schwieriges Geheimnis. Ich finde es jedoch im Gegensatz zu dieser üblichen Meinung leichter, Gott in drei Artikulationen — nicht zu »begreifen« — das ist unmöglich —, aber doch anzunehmen: als jenes väterliche Antlitz, das uns aus dem rätselhaften Dunkel des Universums und der Geschichte ansieht und anfordert, als den Menschen, meinen Bruder und den Bruder aller, und als die Kraft in mir und allen, den Geist. Das klingt nach der Häresie, die man Modalismus genannt hat, aber insofern ist jedenfalls mein Todesverlangen in der Tat trinitarisch. Ich ahne drei Aspekte auch meines Sterbens und also meines Todes. Weiter zu spekulieren ist mir verwehrt: ich will ja versuchen, redlich zu sprechen.